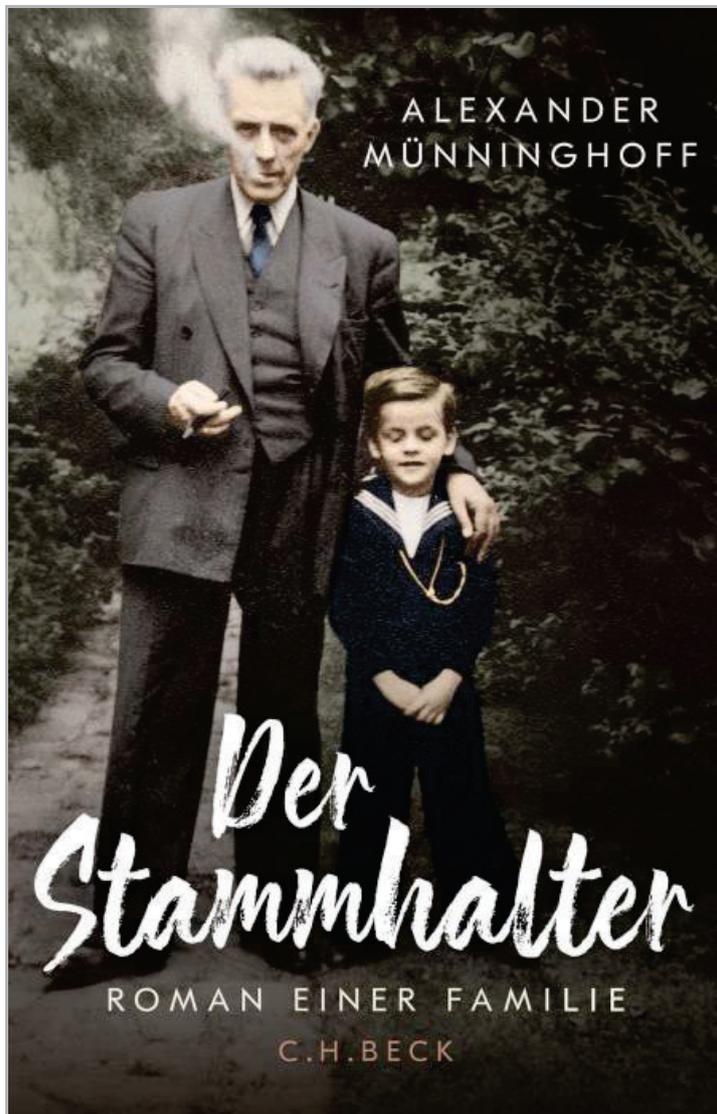


Unverkäufliche Leseprobe



Alexander Münninghof
Der Stammhalter
Roman einer Familie

2023. 334 S.
ISBN 978-3-406-79624-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/34243744>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Alexander Munninghoff
DER STAMMHALTER

Der niederländische Kaufmann Joannes Münninghoff führt im baltischen Riga an der Seite seiner schönen russischen Gattin Erica ein mondänes Leben. Allmählich bahnt sich ein Drama an, das mit dem Krieg seinen Lauf nimmt: Sein Sohn Frans geht zur Waffen-SS, der «alte Herr» setzt sich nach Den Haag ab. Weil Frans nicht zum Erben taugt, wird der Enkel schon als Säugling zum «Stammhalter» auserkoren, doch seine Mutter flieht mit ihm nach Deutschland ...

Alexander Münninghoff hat mit dieser wahren Geschichte eine große Familiensaga geschrieben. Mit wunderbarer Leichtigkeit lässt er seine Figuren lebendig werden, beschreibt mit wenigen Strichen unvergessliche Szenen, immer so, dass ein leises Donnern im Hintergrund hörbar ist. Es kündigt nicht die eine große Katastrophe an, sondern die fast unmerkliche Auflösung von Beziehungen, Hoffnungen und Leidenschaften.

Alexander Münninghoff

1944–2020, Journalist, Schriftsteller und Schachspieler, war Auslandskorrespondent in Moskau und Kriegsberichterstatter in El Salvador, Iran, Irak, Libanon und Kambodscha. Er wurde mit dem höchsten niederländischen Journalistenpreis (Prijs voor de Dagbladpers, 1983), dem Libris Geschiedenis Prijs (2015) sowie dem Littéraire Witte Prijs (2016) ausgezeichnet.

Andreas Ecke

hat renommierte Autoren wie Gerbrand Bakker, Geert Mak und Cees Nooteboom ins Deutsche übertragen. Er wurde mit dem Else-Otten-Übersetzerpreis und dem Europäischen Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Alexander Münnighoff

DER STAMMHALTER

Roman einer Familie

*Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke*

C.H.BECK

Titel der niederländischen Originalausgabe:
«De stamhouder. Een familiekroniek»
Copyright © 2014 by Alexander Münninghoff
Originally published in 2014 by Uitgeverij Prometheus, Amsterdam

Die deutsche Ausgabe wurde durch finanzielle Unterstützung
der Niederländischen Stiftung für Literatur ermöglicht.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Dieses Buches erschien zuerst 2018 in gebundener Form
im Verlag C.H.Beck.
2. Auflage. 2018.

1. Auflage der Paperback-Ausgabe. 2023

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
www.chbeck.de

Umschlagentwurf: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Alexander Münninghoff mit seinem Großvater
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 79624 1



klimateutral produziert
www.chbeck/nachhaltig

Für Ellen und Wera

Ich wurde am 13. April 1944 in Posen geboren, einer alten polnischen Stadt, die jahrhundertlang Poznań geheißen hatte. Als ich dort zur Welt kam, zwischen Bombenangriffen, die das Ende der Zeiten anzukündigen schienen, war Posen jedoch eine deutsche Stadt, ein logistischer Knotenpunkt, von dem aus Hitler-Deutschland ein paar Jahre zuvor seine Truppen in drei Stoßrichtungen in die Sowjetunion hatte einfallen lassen. Nun bekam auch Posen die furchtbare Rechnung dafür präsentiert: die entsetzlich Verstümmelten, die schreienden Verwundeten in ihren unmenschlichen Lazaretten, die Toten, die man auf Karren stapelte, um sie in Gruben zu kippen. Und die endlosen Kolonnen der Flüchtlinge, die nur noch eines wollten: so schnell wie möglich fort.

Meine Familie hatte teil an diesem Drama. Von ihr handelt dieses Buch. Und von den Folgen des Krieges. Von einem findigen Großvater, der auf spektakuläre Weise zu einem der reichsten Männer Lettlands geworden war, aber zwei Tage vor Kriegsbeginn mit seiner russischen Frau und vier Kindern, unter Zurücklassung seiner unbeweglichen Besitztümer, in die Niederlande flüchten musste. Von einem naiven Vater, der in der Uniform der Waffen-SS aus Idealismus an der Ostfront gegen die Sowjets kämpfte und später in den Niederlanden unterging. Von einer Mutter, die nach ihrer Scheidung nach Deutschland floh und nicht meine Mutter sein durfte. Und von mir, dem Enkel, dem Sohn, dem Stammhalter.

Den Haag, im Januar 2014

Alexander Münninghoff

ERSTER TEIL

Das Herrenzimmer

– EINS –

Was ich an einem leeren Nachmittag auf dem Dachboden unseres Hauses in Voorburg fand, brachte mich zum ersten Mal mit den Geheimnissen in Berührung, die mein Leben beherrschen sollten. In einem Kleiderschrank entdeckte ich hinter einigen sicher verschlossenen Kisten und von einer dichten Hecke aus stark nach Mottenkugeln riechenden Wintermänteln verborgen eine weitere Kiste, die sich – seltsamerweise, muss man rückblickend sagen – sogar öffnen ließ. Darin lag außer einigen Hemden, Hosen und Krimskrams ein Helm. Schwarz und bedrohlich glänzend, auf der einen Seite ein schwarz-weiß-rotes Emblem und auf der anderen zwei grellweiße kleine Blitze. Instinktiv erfasste ich, dass er ein Geheimnis barg. Ich setzte ihn auf, stieg die Treppe hinunter und ging ins Herrenzimmer, wo gerade die ganze Familie bei geistigen Getränken zusammensaß und darauf wartete, dass der Alte Herr das Startzeichen zum täglichen Canasta-Ritual geben würde.

Es war das Jahr 1948, und ich war vier. Der Helm rutschte mir bis über die Augen, aber wenn ich den Kopf in den Nacken legte, konnte ich wie durch eine Bunkerscharte wahrnehmen, was vor mir geschah.

Die Erste, die mich sah, als ich auf der Schwelle des wie immer verräucherten Herrenzimmers erschien, war natürlich Wera, meine Mutter. Sie sagte nichts, aber ihr Blick verriet mir, dass ich gerade etwas Schlimmes tat. Einen Moment schien sie aufstehen zu wollen, um mich zu sich zu holen, doch noch in derselben Sekunde gewann Resignation die Oberhand, und sie verkroch sich in eine Ecke des

– IO –

Sofas. Die übrigen Anwesenden, um den Tisch mit den Getränken versammelt, reagierten heftiger. Fast gleichzeitig schlugen Omi und Tante Trees die Hand vor den Mund, und mein Onkel Xeno zeigte mit ausgestrecktem Finger auf mich. Guus und Tante Titty tauschten einen Blick, bevor sie mich mit wagenradgroßen Augen anschauten. Der Einzige, der lachte, war Dr. van Tilburg, Hausarzt und Hausfreund in einer Person.

Schließlich beendete der Alte Herr das Schweigen. «Frans! Hatte ich dir nicht gesagt, dass du den Krempel wegwerfen sollst?», herrschte er mit seiner allgemein gefürchteten heiseren Flüsterstimme meinen Vater an. Der saß mit dem Rücken zur Tür und sah mich deshalb als Letzter, erst nachdem er sich halb erhoben und umgedreht hatte. «Bully, nimm sofort dieses Ding ab! Wo hast du dich denn jetzt wieder rumgetrieben? Gib her!», befahl er laut. «Verflixt noch mal, Wera, kannst du nicht besser auf ihn aufpassen? Entschuldige, Vater, ich war noch nicht dazu gekommen. Aber jetzt schaffe ich alles weg.» Um seinen Worten Taten folgen zu lassen, riss er mir den Helm vom Kopf und stiefelte dann aus dem Zimmer und die Treppe hinauf. Kurz danach hörten wir die Tür des Dachbodens zuschlagen.

«Komm mal zu mir, Junge», sagte Opa. Das Verschwinden meines Vaters schien die Anwesenden von einer Last befreit zu haben. Außer meiner Mutter, die schweigend vor sich hin starrte, bemühten sich alle, so zu tun, als wäre nichts geschehen. Selbstverständlich hatte Dr. van Tilburg wieder einen Witz parat, über den Omi, Tante Trees und Tante Titty sehr laut und lange lachen mussten. Mit viel Trara mischte man die Karten für Canasta, das Bridge der Katholiken. Frau Kochmann, unserer aus dem Baltikum mitgebrachten, nicht mehr ganz jungen Küchenfee, teilte man übers Haustelefon mit, dass sie um halb sieben servieren könne und dass Dr. van Tilburg mitessen werde. Ausreichend Zeit für ein weiteres Gläschen und einige Aufwärmrunden Canasta, denn nach dem Abendessen wurde um Geld gespielt.

Ich setzte mich auf Opas Knie, wie ich es gewohnt war. Es war mein Stammplatz, wenn er den großen Atlas, *Andrees Allgemeiner Handatlas*, vor mir aufschlug und Europa mit mir durchging. Nie den amerikanischen Kontinent, zu dem er doch auch wichtige Geschäftsverbindungen unterhielt, und auch niemals Afrika oder Asien, sondern immer Europa. Der 1922 in Leipzig gedruckte Atlas zeigte natürlich nur die Grenzen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Die Grenzen von Opas Welt, in der er seinen sagenhaften Reichtum erworben hatte – und das vom winzigen Lettland aus, wo das blinde Schicksal ihn seine Frau und sein Glück hatte finden lassen.

Ich liebte den Alten Herrn, und ich war praktisch der Einzige im Haus, der keine Angst vor ihm hatte. Und meine Zuneigung wurde erwidert: Opas strenge Züge wurden sanfter, wenn er mich sah, und in seinen dunklen Augen, die sonst forschend und leicht argwöhnisch blickten, erschien ein wohltuend fröhliches Funkeln, als wäre der Schleier der Wachsamkeit beiseite geschoben worden. Meistens stand er dann von seinem riesigen Schreibtisch auf, an dem er im Herrenzimmer arbeitete, hob mich hoch, schwang mich ein paarmal im Kreis herum und setzte mich schließlich auf sein Knie. Dort fischte ich sofort seine goldene Uhr an der ebenfalls goldenen Kette aus seiner Westentasche, klappte den Deckel hoch, zog sie auf und fragte ihn nach der Uhrzeit. Die nannte er mir dann auf die Sekunde genau. Anschließend gingen wir zum großen Bücherschrank, der ebenso wie der Schreibtisch aus Eichenholz war, öffneten die gläsernen Schiebetüren und begannen mit unserem Atlas-Ritual.

In solchen Momenten hatte ich immer das Gefühl, dass ich für Opa eine wichtige Aufgabe erfüllte, dass ich ihn von den zahllosen geschäftlichen Sorgen ablenkte, die ihn plagten. Und ich glaube, so war es auch. Jedenfalls widmete er sich mir mit großer, nie nachlassender Aufmerksamkeit. Schon mehrmals hatte er mir erklärt, wie wichtig ich als Stammhalter für die Familie und für ihn persönlich

war. Ich hatte längst nicht alles begriffen, obwohl mir schon klar war, dass es nicht unvorteilhaft sein konnte, ein Einzelkind zu sein, wenn man einen reichen Opa hatte.

«Nicht mehr auf dem Dachboden herumschnüffeln, du Frechdachs», sagte Opa. Und lauter, so dass alle wieder für einen Moment verstummten: «Wir werden da oben einmal gründlich aufräumen, es reicht mir jetzt. Wer weiß, womit Bully sonst das nächste Mal herunterkommt, wenn wir vielleicht Gäste haben, die uns weniger gut kennen.»

Mein Vater war inzwischen vom Dachboden zurückgekehrt und lehnte sich an den Türpfosten. «Da ist sonst nichts Besonderes», sagte er tonlos. «Jedenfalls nichts, weswegen ihr euch Sorgen machen müsstet.»

Ich saß auf Opas Knie wie das Jesuskind und fühlte, dass er bei diesen Worten seines ältesten Sohnes erstarrte. Doch bevor er antworten konnte, brüllte meine Canasta-verrückte Omi mit ihrer infolge von Taubheit verformten Stentorstimme: «Kommt, Kinder, spielen wir jetzt mal endlich!» Schweigend setzte sich mein Vater an den Spieltisch, an dem außer Omi auch schon Trees, Guus, Titty und Xeno Platz genommen hatten. Opa stellte mich auf den Boden, entschuldigte sich und ging nach oben. Wera blieb auf dem Sofa sitzen und schaute aus dem Fenster. Ich spürte, dass ich der Mittelpunkt von etwas Wichtigem gewesen war, und machte mich auf die Suche nach Freddy, meinem Hund. Dem würde ich alles haarklein erzählen, wie wir das verabredet hatten.

– ZWEI –

Das Haus, in dem ich aufwuchs, war eine stattliche Villa in Voorburg. Sie steht noch heute, hat aber ihren großen, geheimnisvollen Garten zum größten Teil an vordringende Wohnkomplexe verloren. Den Garten des Jahres 1948 durchstreifte ich stundenlang. Bevor

– 13 –

ich damit anfang, nahm ich vom hinteren Balkon aus mein Landgut in Augenschein, wobei ich meistens einen kunterbunten russischen Schal meiner Großmutter als Zeichen meiner Grafenwürde um die Schultern trug. Es herrschte eine trügerische Ruhe, doch ich spürte, dass man mich belauerte. Ich hatte das Gelände heimlich erkundet und kannte nach einiger Zeit die Positionen meiner Feinde genau, wählte Stellen aus, an denen ich sie verdeckt beobachten konnte, und erwog sorgfältig die Taktiken, mit denen ich die in nächster Zukunft unabwendbare Entscheidungsschlacht gewinnen würde. Dafür brauchte ich einen Verbündeten. Eigentlich hätte sich hier Freddy angeboten, aber er war leider häufig unauffindbar. Wie oft hatte mein Großvater nicht schon Anzeigen in die Zeitung gesetzt, wenn Freddy wieder einmal von der Bildfläche verschwunden war! «Warum hast du ihn denn laufen lassen?», fragten mich dann alle fassungslos. «Weil er mich darum gebeten hat», antwortete ich jedes Mal, und das stimmte auch. Auf Freddy war also kein Verlass, und Freunde hatte ich noch nicht.

Im Januar 1940 hatte es die Familie nach einer überstürzten Flucht aus Riga, der Stadt, in der sich Opa fast ein Vierteljahrhundert zuvor niedergelassen hatte, nach Voorburg verschlagen. Seinem Geburtsort Laren und den Niederlanden hatte er bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs den Rücken gekehrt. Die Beweggründe dafür sind immer weitgehend im Dunkeln geblieben. Glaubte man Xeno, der ihn von all seinen Kindern sicher am besten kannte, so hatte ihn eine zutiefst pazifistische Einstellung ostwärts getrieben: «Er befürchtete, dass die Niederlande in den Krieg hineingezogen würden und dass er dann kämpfen müsste. Das lehnte er prinzipiell ab.» Ich war damals noch zu jung, um die naheliegende Frage zu stellen, warum er dann ausgerechnet nach Lettland gegangen war, in ein umstrittenes Gebiet am Rande des brodelnden, revolutionären Russland. Auch später habe ich nie nachgefragt; vielleicht, weil ich mir meinen Großvater unbewusst möglichst rätselhaft erhalten

wollte, aber auch, weil ich inzwischen eine ebenso sonderbare wie romantische Erklärung aufgeschnappt hatte.

Opa war zunächst nach Dänemark gegangen, um dort eine Exportfirma für Gemüse und Obst zu gründen. Obwohl mich diese Art Betätigung wegen ihrer vermeintlichen Spießigkeit mit tiefer Scham erfüllte, konnte ich noch ein gewisses Verständnis dafür aufbringen. In Kriegszeiten sind landwirtschaftliche Produkte nun einmal knapp, auch die Nachfrage nach Äpfeln und Hülsenfrüchten steigt. Dass mein Opa, als das Geschäft gut angelaufen war, noch andere, für kämpfende Armeen wichtige Dinge ins Sortiment aufnahm, erschien mir schon viel interessanter. Er hatte von den Gewinnen aus dem Gemüse- und Obsthandel einen Trawler erworben, mit dem er eine Reihe von Ostseehäfen anlief und dort eine unbekannte, gerade deshalb aber für mich aufregende Ladung löschte. Die Waren bezog er von ebenso obskuren Zwischenhändlern in Antwerpen.

Auf einer dieser Fahrten, im Jahr 1917, steuerte er die alte Hansestadt Riga an. Vor der Abfahrt von Kopenhagen hatte ihm ein dänischer Bekannter, der junge Arzt Arnold Berg, einen Brief für eine russische Gräfin mitgegeben, die den eigenartigen Namen Erica Fanny von Schumacher trug. Berg hatte diese junge Frau im Vorjahr in Astrachan am Kaspischen Meer kennengelernt, wo sie als Krankenschwester russische Verwundete pflegte. Berg, damals Leiter einer internationalen Rotkreuz-Einheit, hatte sich bis über beide Ohren in die stämmige Suffragette verliebt, die so ganz und gar dem traditionellen nordeuropäischen Idealbild der Frau zu entsprechen schien: selbständig, energisch, ausgesprochen geistreich und originell. Nicht außergewöhnlich hübsch, aber sehr weltzugewandt und warmherzig.

Ihr Aufenthalt in Astrachan, tief im russischen Hinterland, hatte einen Grund, der sie noch anziehender machte: Für die adlige junge Dame war sehr zu ihrem Missfallen eine Ausbildung am Sankt Petersburger Smolny-Institut zur Vorbereitung auf ein Leben als

Hofdame vorgesehen – ihr Vater war Hofrat bei Nikolaus II. –, doch als die Kutsche, die sie abholen sollte, zu Hause vorfuhr, siegte der Widerwille der jungen Frau gegen den hohlen Pomp der Romanows, und sie versteckte sich in einem Schrank. Zum Glück verstanden ihre Eltern dieses Signal richtig; sie drängten sie nicht weiter und besorgten ihr (im Zarenpalast hatte man damals andere Sorgen) eine «Ersatzdienststelle» im Hinterland-Lazarett von Astrachan. Dort begegnete sie Dr. Berg. «Er war nichts Besonderes», vertraute sie mir ein halbes Jahrhundert später an. «Ein guter Arzt, das ja, aber sonst ein *prostak*, verstehst du, Bulizy. Ein Einfaltspinsel.» Natürlich hatte sie bemerkt, dass sich dieser dänische Einfaltspinsel hoffnungslos in ihren Netzen verstrickt hatte.

Als dann aber der niederländische Kaufmann Joannes Munninghoff in Riga Arnold Bergs Brief – der außer Liebesschwüren bestimmt schon Einzelheiten zu den Hochzeitsvorbereitungen enthielt – der Gräfin von Schumacher persönlich aushändigte, hatte das für gleich drei Menschen weitreichende Folgen. Mein Großvater begegnete seiner großen Liebe und erklärte, nicht mehr ohne sie leben zu können, die junge Gräfin konnte seiner Überzeugungskraft nicht widerstehen, und Berg wurde stillschweigend abserviert. Die Ehe zwischen Joannes Munninghoff und Erica von Schumacher wurde am 19. Oktober 1919 im Dom zu Riga geschlossen.

Mein Großvater war damals schon recht vermögend. Noch nicht so außergewöhnlich reich, wie er es fünfzehn Jahre später dank einer sonderbaren Laune des Schicksals werden sollte, aber er gehörte bereits der obersten Schicht jener Ausländergemeinschaft in Lettland an, in der deutsche, skandinavische und niederländische Händler den Ton angaben. Wie er das in so kurzer Zeit fertiggebracht hat, ist nie ganz klar geworden.

Als Zwölfjähriger, der endlich auch eine Antenne für Familienklatsch hatte, bekam ich bei Geburtstagsfeiern manchmal erbitterte Diskussionen über die damaligen Aktivitäten des Alten Herrn mit, der inzwischen schon einige Jahre tot war. «Natürlich hat er mit

Waffen gehandelt», sagte Onkel Jimmy, der Zwillingenbruder von Onkel Xeno und mit Abstand der Klügste unter den Geschwistern. «Was dachtest du denn? Dass seine Schiffe Tomaten und Salatgurken transportiert haben? Der Krieg war eine einmalige Chance für ihn. Und diese Chance hat er bestimmt genutzt. So war er.» Das mussten die anderen zugeben, sogar Xeno, der sich als Einziger gut mit Opa verstanden hatte und ihn verehrte.

«Chancen, ja. Aber müssen es unbedingt Waffen gewesen sein?», entgegnete Xeno. «Decken oder Feldflaschen, das wäre doch auch denkbar!»

Darüber mussten alle lachen, vor allem Trees, Xenos rothaarige Frau aus dem vornehmen Wassenaar, die für ihren Sarkasmus berüchtigt war. «Ja, oder vielleicht Feldmützen oder Kondome!», kreischte sie, weshalb Xeno wütend wurde und mit zitternder Unterlippe ausrief: «Es ist eine Schande, wie ihr hier über meinen Vater herzieht!»

Seinen Vater. Heute wundert es mich, dass sich niemand in der albernen Runde über diese Worte lustig machte, wie es mich auch wundert, dass im Grunde niemand den Alten Herrn wirklich kannte.

In der Familie hielt sich nämlich hartnäckig das Gerücht, dass die Silvesterfeier am 31. Dezember 1924 im Hause Munninghoff in Riga aus dem Ruder gelaufen und in ein wüstes Bacchanal ausgeartet sei, in dessen Verlauf die Ehegatten und ihre ungefähr dreißig Gäste in munterem Wechsel die zahlreichen Schlafzimmer des Hauses aufsuchten. Das wäre durchaus im Einklang mit dem Zeitgeist gewesen, der in jenen Jahren von melancholischen Nachwehen des Großen Krieges in eine Art ausgelassene Zügellosigkeit mit viel sexueller Freiheit und Experimentierlust umschlug. Die Folgen schienen sich in unserer Familie im September 1925 zu zeigen, als meine Großmutter die Zwillinge Xeno und James zur Welt brachte.

Bei jedem Besuch, den die Wöchnerin empfing, waren Ausrufe ungläubigen Staunens zu hören, denn Zwillinge, die sich so wenig

ähnlich waren, hatte niemand je gesehen. Dass die beiden Jungen, wie sich schnell herausstellte, verschiedene Blutgruppen hatten, gab natürlich den sofort aufkommenden Gerüchten zusätzliche Nahrung. James – er bekam schon an einem der ersten Tage den Kosenamen Jimmy, den er sein Leben lang behalten sollte – war dunkelhaarig und hatte einige typische äußere Merkmale der Familie, Xeno dagegen war hellblond und ähnelte eher ... tja, wem eigentlich? Schalkhafte Anspielungen wurden in Gegenwart meines Großvaters selbstverständlich vermieden, aber jeder, der sich noch an die Gästeliste erinnerte, gelangte bald zu dem Schluss, dass die Gräfin nach oder vor einem Liebesakt mit ihrem rechtmäßigen Gatten in derselben Nacht auch dem Charme eines der Hausfreunde erlegen war, eines gewissen Hermann Sänger.

Sänger, ein Marineoffizier aus der baltischen Oberschicht, hatte in Riga ein Imperium von Sägewerken und Mehlfabriken aufgebaut und meinem Großvater, dem jungen Niederländer, in den ersten Jahren seiner lettischen Geschäftsabenteuer mehrmals geholfen. Obwohl es hier natürlich auf beiden Seiten immer um wirtschaftliche Vorteile ging, hatte sich zwischen den Männern außer einer Geschäftsbeziehung auch eine echte Freundschaft entwickelt. Es war außerdem ein öffentliches Geheimnis, dass Erica Münninghoff und Lotte Sänger beste Freundinnen geworden waren, die hin und wieder gemeinsam auf Männerjagd gingen. Meistens beließen sie es bei intensiven Flirts, aber nicht immer.

– DREI –

Der Schritt vom zwielichtigen Händler zum angesehenen Oligarchen gelang meinem Großvater Anfang der dreißiger Jahre. Lettland war damals wie heute ein Land mit einer eigensinnigen, vorwiegend agrarischen Bevölkerung. Doch wegen seiner Lage an der Grenze des bedrohlichen Riesen Sowjetunion war der nach dem

Ersten Weltkrieg unabhängig gewordene Staat natürlich strategisch interessant, und Riga, als Hansestadt seit jeher international ausgerichtet, war ein idealer Einsatzort für Spione, Korrespondenten und Diplomaten. Dieser Umstand verlieh der lettischen Politik eine viel größere Bedeutung, als ihr an sich zugekommen wäre. Es gab zahlreiche Intrigen, die von der Ausländergemeinschaft genau beobachtet wurden. Besonders im Jahr 1934, als wieder einmal eine Wahl anstand. Einer der Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten war Karlis Ulmanis, der sich schon 1905, als Lettland Teil des Zarenreichs war, für eine Loslösung von Russland eingesetzt hatte. Damals ohne Erfolg; nach kurzer Haft war Ulmanis in die Vereinigten Staaten geflüchtet, wo er an der Universität von Nebraska ein Studium der Agrarwissenschaft abschloss. Doch im Jahr 1913, gleich nachdem Zar Nikolaus II. eine Generalamnestie anlässlich der Dreihundertjahrfeier der Romanow-Dynastie verkündet hatte, kehrte er zurück. «Ich bin mit Lettland verheiratet», pflegte dieser leidenschaftliche Politiker auf die Frage zu antworten, warum er keine Familie gründete.

Ulmanis war beim einfachen Volk sehr beliebt, hatte deshalb aber, wie jeder wusste, auch gefährliche Gegner sowohl in den Kreisen lettischer Industrieller als auch im deutschsprachigen Establishment der kurländischen Barone, die nichts unversucht lassen würden, um ihm im Vorfeld der Wahl ein Bein zu stellen. Mein Großvater hielt sich aus der lettischen Politik heraus – als Ausländer hatte er ja auch kein Wahlrecht –, verfolgte aber alle Entwicklungen genau, weil es für ihn als Geschäftsmann wichtig war, sich im Lager des künftigen Regierungschefs positionieren zu können. Der Zufall bescherte ihm eine ausgezeichnete Gelegenheit dazu.

Eines Tages musste er geschäftlich nach Berlin reisen. Während er auf dem Flugplatz Spilve bei Riga in der Erste-Klasse-Lounge auf den Aufruf für seinen Flug wartete, nahmen zwei Männer an einem Nebentisch Platz. Offenbar sahen sie in meinem Großvater einen Ausländer: einen äußerst gepflegten Herrn, der eine deutschspra-

chige Zeitung las und keinerlei Reaktion auf ihr in lettischer Sprache geführtes Gespräch erkennen ließ – ein Deutscher auf dem Weg in die Heimat. Doch mein Großvater verstand und sprach Lettisch wie kein anderer in meiner Familie und verfolgte hinter seiner Zeitung mit wachsendem Interesse, was die beiden zu besprechen hatten.

So erfuhr er, dass Ulmanis zur Finanzierung einer Wahlkampagne seiner Partei finanzielle Verpflichtungen eingegangen war, denen er nicht nachkommen konnte. Die beiden Männer waren anscheinend ausgezeichnet informiert, denn sie nannten genaue Zahlen und sprachen darüber, dass sehr bald der Moment komme, in dem sie die Angelegenheit öffentlich machen würden, um Ulmanis – offenbar kein politischer Freund von ihnen – in Misskredit zu bringen und seine Aussichten auf das Amt des Ministerpräsidenten zunichtezumachen.

Mein Großvater brauchte nicht lange nachzudenken. Er verzichtete auf den Flug nach Berlin und begab sich unverzüglich in die Innenstadt von Riga, wo er Ulmanis aufspürte. Nachdem der Politiker den ersten Schreck überwunden hatte – natürlich hätte niemand von den finanziellen Schwierigkeiten wissen dürfen –, bot mein Großvater ihm ein zinsloses Darlehen an, mit dem sämtliche Schulden bezahlt werden konnten, was selbstverständlich streng geheimgehalten werden musste. Wenn Ulmanis' Gegner dann triumphierend ihre Enthüllungsgeschichte präsentieren würden, konnte man diese als dumme Falschmeldung abtun und ihre Verbreiter bloßstellen. Mein Großvater machte hierbei zur Bedingung, dass er auf keinen Fall als Finanzier genannt wurde. Schließlich hatte er selbst, wenn auch nur durch seine Heirat, gute Verbindungen zur deutschbaltischen Elite. Ein Beispiel für die Ambivalenz, die im Grunde für sein ganzes Leben kennzeichnend war: Nie wollte er sich offen und zu hundert Prozent festlegen, bei all seinem Tun und Lassen gab es eine andere Seite, die Rückseite des Spiegels, in den er die Menschen seiner Umgebung blicken ließ. Und manchmal war diese Rückseite dunkel.

Schon bald zeigte sich, dass mein Großvater mit Ulmanis auf den Richtigen gesetzt hatte. Die Opposition verbreitete tatsächlich die Verschuldungsgeschichte, doch die erwies sich als Seifenblase, die leicht zum Platzen gebracht wurde, und Ulmanis wurde mit großer Mehrheit zum Ministerpräsidenten gewählt. Damals ging der Stern des Alten Herrn in Lettland auf.

Ganz gleich, welche Vergünstigungen, Lizenzen oder staatlichen Darlehen er auch wünschte, der Ministerpräsident – der übrigens bald darauf durch einen Staatsstreich die Macht an sich riss, das Parlament auflöste und alle politischen Parteien verbot (Ähnliches geschah etwa zur gleichen Zeit in Estland und Litauen) – bewilligte alles, ohne Fragen zu stellen. So konnte mein Großvater einige Fabriken eröffnen und sich nun sowohl als Händler wie auch als Industrieller profilieren. Natürlich brauchte es dazu Kenntnisse in Management und Budgetverwaltung, aber gerade dafür besaß mein Großvater offensichtlich eine natürliche Begabung. Innerhalb weniger Jahre ein regelrechtes Wirtschaftsimperium aufzubauen, zu dem eine Brotfabrik (strategisch bedeutsam für jede Regierung), einige Sägewerke, Beton- und Textilfabriken, eine kleine Flotte von drei Schiffen, eine eigene Bank und eine Handelsgesellschaft gehörten, wäre jedoch ohne die aktive Unterstützung durch das lettische Regime kaum möglich gewesen, ein Regime, dessen Ideologie doch eigentlich ein bäuerlich-reaktionärer Nationalismus, gepaart mit Ausländerfeindlichkeit war.

Im Jahr 1939, als der Traum zerplatzte, war mein Großvater einer der angesehensten und reichsten Männer in Lettland. Er war inzwischen von seinem Stadthaus in der vornehmen Reimerstraße im Zentrum von Riga, wo unter anderem auch Präsident Ulmanis ein Haus besaß, auf ein kleines Landgut in Ilģuciems umgezogen, einem Stadtteil auf der anderen Seite der Düna; von dort aus waren die meisten seiner Fabriken zu Fuß zu erreichen.

Auf diesem Landgut mit dem Namen Von Lomani ließ er eine stattliche Villa bauen, mit großem Schwimmbecken und Tennis-

platz; am Rand des riesigen Gartens entstand eine Reithalle für seine drei Pferde Egli, Nora und Jurka. Da er sich bei manchen Transaktionen auch in Naturalien, das heißt mit Land, bezahlen ließ, konnte er 1937 ein noch viel größeres Landgut hinzuerwerben, Balta Muiza, zu Deutsch Weißenhof. Es hatte angeblich einst Katharina der Großen gehört und lag nicht weit vom Stadtzentrum Rigas entfernt in einer ruhigen Gegend mit vielen Bäumen. Dort wollte mein Großvater, gerade fünfzig geworden, eine Villa für einen geruhsamen Lebensabend bauen, was seine Frau jedoch entschieden ablehnte: Sie fühlte sich dafür noch viel zu jung, obwohl der Altersunterschied nur fünf Jahre betrug. Und so blieb Balta Muiza weiterhin ungenutzt.

Als ich mich dort in den neunziger Jahren umschaute, wohnten auf dem Gelände mehr als zwanzigtausend Menschen, aufeinander gestapelt in *chruschtschowki*; das waren die nach dem früheren KPdSU-Vorsitzenden benannten hässlichen, bedrückenden Arbeiterkasernen aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Von Lomani dagegen wurde in den dreißiger Jahren zum Mittelpunkt vibrierenden gesellschaftlichen Lebens. Dazu gehörten Jahr für Jahr Dutzende von festlichen Partys, bei denen sich die Schönen und Reichen von Riga gerne sehen ließen. Im Esszimmer stand ein Tisch mit Platz für vierundzwanzig Personen; regelmäßig mussten die drei Haushälterinnen die Hilfe von Reichmanis, dem Pförtner, oder Purings, dem Stallmeister, die für diese Gelegenheiten feine Anzüge bekommen hatten, in Anspruch nehmen, damit die Herrschaften an der voll besetzten Tafel angemessen bedient wurden. Die Gesellschaft beschränkte sich dabei nicht auf Erwachsene: Die Freunde und Freundinnen meines Vaters Frans und meiner Tante Titty (die Zwillinge waren noch zu jung), ohne Ausnahme Jugendliche von adliger oder großbürgerlicher deutschbaltischer Herkunft, waren ebenso willkommen, und nicht selten erging sich auf Von Lomani in diesem letzten Vorkriegsjahrzehnt eine Jeunesse dorée in

Smokings und festlichen Cocktailkleidern. Fröhliche, selbstsichere junge Leute, die sich nach dem Diner mit den mächtigen Vätern und strahlend schönen Müttern auf der Terrasse am Swimmingpool niederließen oder johlend in Autos mit Chauffeur zur Bar des Restaurants Otto Schwarz im Hotel de Rome aufbrachen, dem exklusivsten Nachtclub im damaligen Riga. Für Frans und seine Freunde stand Susterhoff, der Chauffeur der Munninghoffs, bis in die frühen Morgenstunden mit dem Cadillac bereit, damit die jungen Herren und ihre Freundinnen wohlbehalten nach Hause kamen. Der Alte Herr tat offensichtlich alles, um der nächsten Generation der Munninghoffs den Weg in die Welt der baltischen Happy Few zu ebnen. Ein Angebot, Wirtschaftsminister zu werden, hatte er unterdessen ausgeschlagen; er hätte die lettische Staatsbürgerschaft annehmen müssen, wozu er nicht bereit war. Es ist aber bemerkenswert, dass ihm die stark fremdelnden Letten, die grundsätzlich keine Ausländer in Machtpositionen wollten, überhaupt ein solches Angebot unterbreitet haben.

– VIER –

Der geschäftliche Erfolg ging allerdings mit unerfreulichen Entwicklungen im Privatleben einher. Nach außen, im Umgang mit Fremden, konnte der Alte Herr außerordentlich charmant, weltgewandt und vertrauenerweckend sein. Doch im vertrauten Kreis verhielt er sich reserviert ausgerechnet gegenüber denen, die ihm am nächsten standen, mit Ausnahme seiner Frau, nach der er geradezu verrückt war und der er nichts abschlagen konnte. Mit der Erziehung der Kinder und der Beaufsichtigung des großen Haushalts wollte er möglichst wenig zu tun haben, diese Dinge überließ er am liebsten seiner Frau, und als sich zeigte, dass sie ihrer Verantwortung nicht wirklich nachkam, holte er eine Gouvernante ins Haus. Meine Großmutter, schon von Natur aus sehr auf Selbstän-

digkeit bedacht und voller Aversionen gegen jede Art von Autorität, fühlte sich nämlich mit diesem Tycoon als Ehemann dazu berufen, in der Öffentlichkeit die superemanzipierte Frau zu spielen.

So unternahm sie regelmäßig unangekündigte Reisen, oft zu den Landgütern von Freundinnen in Kurland, wo die Damen, mit meiner Großmutter als Wortführerin, höchst intime Gespräche führten. Es kam aber auch vor, dass sie in Begleitung von ein oder zwei engen Freundinnen in ihrem Hanomag-Kabriolett plötzlich für fünf oder sechs Wochen zu exotischen Zielen wie Venedig und vor allem Nizza aufbrach. (Wenn sie mir später von dieser Stadt erzählte, gefiel mir besonders der «schicke» Name.) Es überkam sie dann plötzlich ein unstillbares Verlangen nach Ausschweifung, und gelegentlich musste sogar eine ihrer Freundinnen sie daran erinnern, dass in Riga noch Zwillinge im Laufstall auf sie warteten.

Was genau die Damen an der Côte d'Azur anstellten, wusste keiner, nur dass der Aufenthalt im Hotel Negresco an der Promenade des Anglais, dem Treffpunkt des alten russischen Adels an der Riviera, viel Geld kostete. Geld, das der Alte Herr ihr übrigens anstandslos zukommen ließ, wenn sie darum bat. Liest man seine Briefe an sie, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er sie zwar einerseits sehr liebte, andererseits aber auch ganz zufrieden mit der Situation war. Auch er selbst war viel auf Reisen und verstand es meisterhaft, dabei Geschäft und Vergnügen zu verbinden. Und er konnte es sich leisten. Fragen stellten weder er noch sie.

Natürlich musste sich dieser Mangel an familiärem Zusammenhalt irgendwann negativ auswirken. Auf welche Weise dies geschah, dürfte aber manchem Pädagogen die Haare zu Berge stehen lassen.

Als die Zwillinge ungefähr sieben Jahre alt waren, stellte der Alte Herr zu seiner Bestürzung fest, dass sie sich untereinander in einer Art russisch-deutscher Gaunersprache verständigten; sie hatten von klein auf eine echte russische *njanja* mit Namen Anna als Kindermädchen gehabt, und ihre Gouvernante «Eulenska» (Xeno und Jimmy konnten das Wort «Fräulein» nicht aussprechen) war eine

Baltin russischer Herkunft. Sowohl vom Vater als auch von der Mutter weitgehend im Stich gelassen, stand diese Eulanka vor der unmöglichen Aufgabe, ganz allein die sprachliche Entwicklung der beiden Kinder in die richtigen Bahnen zu lenken.

Das Deutsche sollte die erste Sprache sein, doch hier lag vieles im Argen: Das «h» lernten die Kinder als «ch» auszusprechen, die Artikel wurden nach dem Vorbild des Russischen weggelassen, aus «ü» wurde «ju», das «o» fiel um eine Oktave ab, in sämtlichen Äußerungen wimmelte es von russischen Interjektionen (*nu!*, *dawai!*), und nicht selten wechselten die Jungen ohne Ankündigung vom Deutschen ins Russische oder umgekehrt, wobei sie als Hilfssprache, um die Sache noch komplizierter zu machen, ein wenig vom Personal aufgeschnapptes Lettisch in der Hinterhand hatten.

Und nicht nur den Zwillingen, sondern auch ihren älteren Geschwistern Frans und Titty, von denen erwartet wurde, dass sie an der Städtischen Deutschen Grundschule zu Riga das Hochdeutsche lernten, machte es offenbar Spaß, zu Hause mit sämtlichen sprachlichen Regeln Schindluder zu treiben. Dass in diesem babylonischen Karussell kein bisschen Platz mehr für das Niederländische war, verstand sich von selbst. Niederländisch, das war die Sprache des Alten Herrn, die Sprache eines Landes weit hinter dem Horizont, das vor langer Zeit sein Land gewesen war, mit dem aber seine Kinder nichts zu schaffen hatten.

Meinen Großvater störte all dies sehr. Deshalb schickte er Frans und Titty am Ende ihrer Grundschulzeit in die Niederlande, sie sollten dort in der Schule acht Jahre lang einer Art holländischen Gehirnwäsche unterzogen werden. In die Gedanken- und Gefühlswelt meines Opas scheint sich damals eine gewisse Verbitterung eingeschlichen zu haben. Vielleicht meinte er, dass im Tumult der Erfolge seine eigene Herkunft und alles, was damit zusammenhing, zu sehr verblasst sei und von seinen Kindern wie selbstverständlich als unwichtig abgetan werde; vielleicht war es auch eine indirekte Rache an seiner zügellosen Frau. Vielleicht trieb ihn aber noch etwas ganz

anderes, nämlich sein glühender Katholizismus, den er im überwiegend lutherischen Lettland nicht wirklich leben konnte.

Aber was auch immer ihn letztlich zu seiner Entscheidung bewogen hat, die Folgen waren jedenfalls für Frans verhängnisvoll.

Während Titty mit zehn ans Instituut Onze Lieve Vrouwe van Lourdes in Voorschoten verbannt wurde, landete mein Vater im Frühsommer 1932 – er war damals elf – bei den Fratres der Congregatio Matris Misericordiae, kurz «Fratres van Tilburg», am Instituut Sint-Nicolaas in Oss. Das war eigentlich ein Kloster; auf Ansichtskarten, die er nach Riga schickte, war ein schlichtes Refektorium mit langen Holztischen zu sehen. Die Jungen, ausnahmslos aus dem gehobenen katholischen Bürgertum, saßen auf Bänken ohne Rückenlehnen. Den Speisesaal beherrschte ein Kruzifix, flankiert durch Skulpturen von Maria und Petrus, an den Wänden hingen Gemälde mit religiösen Motiven. Die Fratres trugen schwarze Kutten und führten ein strenges Regiment; für Sport und Entspannung war nur wenig Zeit vorgesehen, viel weniger jedenfalls als fürs Gebet und die drei täglichen Gottesdienste in der Klosterkapelle, an denen natürlich alle Jungen teilzunehmen hatten.

Für Frans ist der Übergang vom eher zwanglosen Luxusleben mit seinen Freunden aus der baltischen Oberschicht zur langweiligen Bürgerlichkeit des katholischen Landinternats von Anfang an eine Zumutung. Er fühlt sich einsam, weil seine niederländischen Mitschüler ihn, den Fremden, links liegen lassen – und, wenn die Fratres einen Moment nicht aufpassen, gnadenlos schikanieren. Außerdem hat der Alte Herr den Direktor von Sint-Nicolaas, Frater Gerardo, wissen lassen, dass sein Sohn in der Schule in Riga als Schlingel galt. In seinem letzten Zeugnis stand unmissverständlich: «Hat häufig durch Schwatzen und Unruhe den Unterricht gestört.» Die Fratres in Oss mögen hier doch bitte korrigierend eingreifen.

Das tun sie, indem sie Fransje, wie er in der Korrespondenz zwischen Gerardo und dem Alten Herrn genannt wird, energisch kate-

chisieren, wofür eigens einer der Mönche, Frater Ildefonso, abgestellt wird. Am Anfang scheint die Maßnahme tatsächlich zum Erfolg zu führen, denn Frans, von so radikalen Veränderungen binnen kurzer Zeit zermürbt, entwickelt einen gewissen Eifer. Er bittet seine Eltern brieflich um ein neues Kniekissen, da er sich offenbar mit einem ausrangierten, verschlissenen Exemplar begnügen muss – die Fratres haben andere Prioritäten –, und nach einigen Wochen beginnt er sogar darüber zu klagen, dass er als Einziger in seiner Klasse noch keine heilige Kommunion empfangen habe.

Von Frater Gerardo darauf angesprochen, teilt der Alte Herr mit, dass sein Sohn dieses Sakrament vom Bischof von Danzig persönlich empfangen solle, der ihn auch getauft habe und ein Freund des Hauses sei, und man deshalb abwarten müsse, bis dieser hohe Geistliche Zeit dafür habe. Woraufhin Gerardo versichert, dass doch das eine das andere nicht ausschließe: «Er kann hier bei uns eine einfache h. Kommunion empfangen und später bei Monseigneur eine *feierliche* Kommunion, samt Erneuerung der Taufgelübnisse und Widmung der Heiligen Jungfrau», so steht es wörtlich in dem Brief, und weiter: «Fransje sehnt sich sehr danach, verweigern Sie ihm diese Freude nicht.»

Zu dieser Zeit hat Frans schon fast ein halbes Jahr in Einsamkeit hinter sich, sechs Monate, in denen er seine freie Zeit im Lesesaal dazu nutzte, Briefe nach Hause zu schreiben, durchschnittlich sechs bis sieben pro Woche. Sie klingen trostlos, Nachrichten eines verzweifelten Verbannten. So schreibt er nach anderthalb Monaten an seine Mutter: «Ich habe erst zwei Briefe von dir bekommen. Und ich habe schon fünf geschrieben!» An sie schreibt er meistens auf Deutsch, an seinen Vater aus naheliegenden Gründen auf Niederländisch, was ihm allerdings Schwierigkeiten bereitet. Während der gesamten acht Jahre bleibt seine Rechtschreibung fehlerhaft, obwohl er 1933 an das renommierte jesuitische Internat Huize Katwijk in Den Haag wechselt, und weder im Niederländischen noch im Deutschen erreicht er ein befriedigendes Ausdrucksniveau –

kaum verwunderlich bei dieser Ausgangslage. Dass er an seinen Vater und seine Mutter gesondert schreibt, ist aufschlussreich.

Die Rigaer Freunde vermisst er sehr. Manfred Dolgoi, Hans-Erich Seuberlich und Wolf Meskeris, seine drei besten Kumpel, bekommen von ihm Postkarten mit der verzweifelten Bitte: «Schreib mir mindestens zweimal pro Woche! Auch wenn du nichts zu erzählen hast!» Doch dazu haben diese Heranwachsenden natürlich keine Zeit oder keine Lust, und so tritt eine gewisse Entfremdung ein.

Der Kontakt wurde erneuert, als Frans zu Weihnachten 1932 zum ersten Mal nach Hause durfte. Er konnte es kaum erwarten, und als er sich im November in Breda einer schmerzhaften Mandeloperation unterziehen musste, gab er den Freunden zu verstehen, dass ihm das nun nicht viel ausmache, denn: «Bald ist wieder Weihnachten, dann können wir uns ja wiedersehen.» Dass er im Dezember, kurz vor seiner Abreise, in Oss die Erstkommunion empfing, nahm der Alte Herr erfreut zur Kenntnis. Frans selbst, an jenem Tag von den Fratres mit «glücklicher Frans» angesprochen, schien allerdings schon nicht mehr so viel Wert darauf zu legen, wie er es einige Monate zuvor angeblich getan hatte.

In Riga angekommen und noch leicht benommen von all dem, was ihm in kurzer Zeit widerfahren war, besuchte er zu Weihnachten seine Freunde aus der Grundschule. Während mehrerer langer Ausritte über das schneebedeckte Land in der Umgebung der Stadt wurde die Situation ausführlich besprochen. Alle waren sich einig, dass es eine Riesengemeinheit des Alten Herrn war, Frans ins Ausland zu schicken. Und dann auch noch in die Niederlande, so ein lächerliches kleines Land, das eigentlich zum Deutschen Reich gehörte, genau wie das Baltikum. Was für eine Sprache sprach man denn da? Frans gab ein paar sonderbare Sätze zum Besten: «*Wie zal dat betalen, klootzak. In Oss lopen alle koeien los. Wat niet weet, dat niet deert. Het hemd is nader dan de rok, godverdomme.*»

Das war Niederländisch? Zum Totlachen, fanden seine Kamera-

den. Manfred, Hans Erich und Wolfi hörten schauernd Frans' Berichte über niederländische Eigentümlichkeiten an, zum Beispiel die ewige Klage, dass alles zu teuer sei, die obligatorische Keksdose zum Nachmittagstee – Frans zog dazu überzeugend eine missmutige Schnute – oder der Käsehobel, der sogleich zum Symbol holländischer Knauserigkeit erklärt wurde. Aber auch, dass dort viele Menschen Fahrrad fuhren, löste große Verwunderung aus. «Fahrrad?! Das ist doch was fürs Dorf!», meinten die Junker. Und dass man in diesem nasskalten Sumpfland nicht jeden Tag ausreiten konnte, war wirklich das Letzte.

Kopfschüttelnd zündeten sie sich ein paar von den Zigaretten an, die Frans mitgebracht hatte. In seiner Einsamkeit hatte er angefangen, «wie ein Wahnsinniger» zu rauchen, was er in einem Brief auch seiner Mutter gebeichtet hatte. Seltsamerweise legten die Fratres in Oss dem traurigen Zwölfjährigen dabei keine Hindernisse in den Weg. Einer von ihnen bat ihn sogar, ihm aus Riga lettische Zigaretten mitzubringen – «Dann rauchen wir zusammen eine» –, wie Frans in einem Brief berichtete.

Zwischen Weihnachten und Silvester besuchte die Familie das Landgut Rusgie von Omis Schwester Litty und ihrem Mann, dem Chirurgen Walter Lehmann. Dieser einst sanftmütige Intellektuelle hatte sich in den letzten Jahren allmählich zu einem gläubigen Anhänger Adolf Hitlers entwickelt. «Wir brauchen Anschluss an das Deutsche Reich», lautete seine feste Überzeugung, «denn sonst sind wir Deutschbalten verloren.» Die Letten und die Esten, so dozierte Onkel Walter unterm Weihnachtsbaum, seien nämlich zu schwach, um ihre Unabhängigkeit gegen das bolschewistische Ungeheuer an ihrer Ostgrenze zu verteidigen, und das gleiche gelte für die Litauer, die außerdem noch von den Polen bedroht seien. Die deutschbaltische Gemeinschaft in Livland und Kurland brauche deshalb unbedingt einen Beschützer, und das könne allein Hitler sein, der Mann, der gerade in jenen Monaten Anlauf nahm, um an die Macht zu kommen.

«Was meinst du, Joan?», fragte Walter in seinem umgänglichen Ton meinen Großvater.

Der vermied eine deutliche Stellungnahme, wies aber beiläufig darauf hin, dass sich in Berlin das Belästigen und Misshandeln von Juden auf offener Straße zu einem besorgniserregenden Volkssport zu entwickeln scheine.

Lehmann winkte ab. «Du bist Niederländer. Ihr kennt die Juden nicht so, wie wir sie hier seit Jahrhunderten kennen. Sie sind frech und glauben, sie könnten von den Bolschewisten profitieren. Sieh dir doch die Leute im Umkreis von Lenin an, mit denen er 1917 seine Revolution angefangen hat: praktisch alles Juden. Und die gleichen Leute werden uns verraten und den Bolschewisten ausliefern, wart's nur ab. Deshalb muss man gegen sie vorgehen, wie es jetzt in Berlin passiert. Sie müssen ihren Platz kennen.»

Du bist Niederländer. Diese Worte setzten in Frans, der gut zuhörte, einen Mechanismus in Gang. Ja, sein Vater war Niederländer geblieben, das wusste er schon, und nun wurde es von Onkel Walter mit unverhohlener Geringschätzung – so deutete es Frans – noch einmal betont. Aber in ihm selbst wehrte sich alles gegen das Niederländersein. Zu diesem blöden Land mit seinen uninteressanten Menschen wollte er nicht gehören, da war er sich sicher. Sein Platz war hier im Baltikum bei seinen Freunden und Verwandten! Dass er in anderthalb Wochen schon wieder nach Oss zu den Fratres zurück musste, empfand Frans Munninghoff als Strafe, und er fragte sich, womit er die eigentlich verdient hatte.

So kam in ihm eine Abwehrreaktion in Gang, die in der beginnenden Pubertät schnell einen frustrierten, verunsicherten Jungen aus ihm machen sollte. Das holländische Leben, zu dem der Alte Herr ihn verurteilt hatte, lehnte er grundsätzlich ab; das Leben als Angehöriger der baltischen Oberschicht, in das er hineingewachsen war und das er immer mehr idealisierte, wurde dagegen zum Objekt ständiger Sehnsucht.

Wieder in Oss, begann er seine Verachtung gegenüber den Nie-

derlanden zur Schau zu stellen. Man beschimpfte ihn wegen seines deutschen Akzents, doch darüber war er erhaben. Als im Unterricht aus einem der Winnetou-Romane Karl Mays vorgelesen wurde, verkündete er laut, alle sollten gut aufpassen, weil es das Buch eines deutschen Schriftstellers sei. Ein Mitschüler hat ihn als «sehr selbständig» in Erinnerung, als jemanden, «der sich nie zu verstecken versuchte, sondern immer aufrecht ging, ohne Angst und sehr herausfordernd». Lettland oder seine Familie erwähnte er mit keinem Wort. Das war sein privates Reich, niemand aus den Niederlanden hatte darin etwas zu suchen.

Daran änderte sich auch nichts, als er im Herbst 1933 in das angesehene katholische Internat Katwijk aufgenommen wurde. Dieses exklusive Institut im Haager Raamweg hatte natürlich viel mehr zu bieten als Sint-Nicolaas in Oss. Die Atmosphäre erinnerte in gewisser Weise an englische Internate, einschließlich Mannschaftssport auf eigenen Plätzen, allerdings nahm der obligatorische Kirchenbesuch im Durchschnitt doch fast drei Stunden täglich in Anspruch. Die anderen Jungen in seiner Klasse stammten fast alle aus vermögenden katholischen Familien: Brenninkmeijer, Drion, Wibaut, Smits van Waesberghe, van Nispen tot Sevenaer, van Hövell tot Westerflieer. Ein elitärer Kreis, dem er nicht angehörte, wie er deutlich spürte, auch wenn er wusste, dass sein Vater ihn mit aller Gewalt dort hinein-zwingen wollte.

Den Patres von Katwijk fiel bald auf, was auch seinen Mitschülern nicht entging: Frans war geistesabwesend, oft auch niedergeschlagen. In seinem Zimmer hängte er zur allgemeinen Verwunderung ein Porträtfoto von Zar Nikolaus II. auf; fragte man ihn nach dem Grund, tischte er eine vollständig erfundene Geschichte auf, die in der Behauptung gipfelte, dass eigentlich er, Frans Münninghoff, mehr als jeder andere Anspruch auf den russischen Thron erheben könne und dass die dummen Käsköpfe um ihn herum das zu ihrem eigenen Besten bedenken sollten. Mit Arroganz und Aggressivität versuchte er, sich in der fremden und als abweisend empfundenen

Welt des Internats Katwijk zu behaupten. Zum Glück war er ein Kämpfer, aber Freunde machte er sich mit seiner Art nicht. Er blieb ein Einzelgänger.

Erst wenn die Ferien anfangen, zu Weihnachten, Ostern oder im Sommer, blühte er auf. Mit einem sonnigen Lächeln bestieg er das Taxi zum Bahnhof, um dann die achtundvierzigstündige Reise an die Ostsee anzutreten. Dazu gehörte ein Zwischenstopp am frühen Morgen in Berlin, wo sich ein Geschäftsfreund seines Vaters einige Stunden um Frans kümmerte, bis er in den durchgehenden Zug nach Riga steigen konnte.

Beim ersten Mal wurde er zu einem Frühstück im berühmten Café Kranzler am Kurfürstendamm eingeladen. Frans war noch nie in Berlin gewesen, und so waren diese Stunden für ihn geradezu eine Offenbarung. Die eifrigen Kellner, die sich immer wieder vorbeugten, die vielen eleganten, auffällig gut gekleideten oder künstlerhaft anmutenden Leute auf den Gehwegen, der unablässige Strom der Autos: Riga war nichts dagegen, von Den Haag ganz zu schweigen. Die dynamische Reichshauptstadt überwältigte ihn, und als sein Gastgeber und er kurz nach dem Besuch im Kranzler der Wachablösung von Hitlers Leibgarde vor dem Reichskanzlerpalais, auch Hitlerpalais genannt, in der Wilhelmstraße zuschauten, war es ganz um ihn geschehen. Die Stärke, das Selbstvertrauen, die Macht, die diese baumlangen Soldaten mit den Stahlhelmen ausstrahlten, übten auf ihn eine Faszination aus, die an Verzauberung grenzte.

Als er am nächsten Tag nach einer Zugfahrt über Insterburg, Radziwiliszki, Schaulen und Mitau in der lettischen Hauptstadt und zu Hause angekommen war, konnte er über nichts anderes mehr sprechen. Seine Freunde, die alle schon einmal in Berlin gewesen waren, stimmten ihm zu: «Berlin ist unsere Hauptstadt!»

Zwar zog der Alte Herr angesichts dieser Schuljungenbegeisterung ein bedenkliches Gesicht, doch die Würfel waren längst gefallen. Als Frans in jenem Sommer auch noch ein paar Wochen bei Omis Cousine Maggi Strandmann auf einem Landgut in der Nähe

des Badeortes Jurmala zu Gast war, wurden die Weichen endgültig gestellt. Tante Maggis Ehemann, Onkel Arno Hartmann, Polizeipräsident von Riga, war ein ausgezeichneter Reiter, von dem Frans alle Feinheiten des Pferdesports lernte. Außerdem ein großartiger Gastgeber, der genau wusste, dass die jungen Leute bei ihren Festen den *Dzidrais*, den heimischen Wodka, nicht verschmähten, und der nichts dagegen hatte, wenn bei einem Umtrunk auf seiner Veranda auch an die Minderjährigen Alkohol ausgedient wurde.

Mit ein wenig Alkohol redet es sich besser, meinte er, und Frans stimmte ihm da gewiss zu. Überhaupt teilte er die Ansichten Onkel Arnos, die ganz mit dem übereinstimmten, was er von Onkel Walter gehört hatte. «Hitler mag ja ein kleinbürgerlicher Flegel sein», räumte Onkel Arno ein, «aber er hat es geschafft, Deutschland aus der Sackgasse herauszuholen. Vielleicht ist uns sein Benehmen fremd, und wie er redet, ist kaum zum Anhören, aber darum geht es nicht. Hauptsache ist: Der Mann lässt uns nicht im Stich, er wird uns zusammenbringen.»

Das waren Worte, die Frans verinnerlichte. Und so sollte das vom Alten Herrn erdachte Projekt der Hollandisierung auf tragische Weise scheitern – ja, es erreichte das Gegenteil. Denn in Wahrheit war bald nichts Niederländisches mehr an Frans, obwohl er nach den Ferien gegenüber seinem Vater immerhin den Schein zu wahren suchte. Dabei benutzte er die Religion als Rauchsleier: «Jeden Tag bete ich den ganzen Rosenkranz für dich. Das ist meine Pflicht, denn sonst würden deine Geschäfte schlecht gehen, nicht wahr?», schrieb er, als wäre er ein frommer, katholischer kleiner Niederländer.

Die Wirklichkeit sah ganz anders aus: Von nun an kaufte er bei seiner Zwischenstation in Berlin Ansichtskarten mit Hitler-Fotos und Hakenkreuzen, unter anderem für seine Freunde in Riga, denn dort machte sich in jenen Jahren ein lettischer Nationalismus breit, dessen Anhänger die deutschfreundliche Oberschicht einzuschüchtern versuchten. Alles, was für Hitlers Nazideutschland stand,

wurde unterdrückt, Hakenkreuze waren wie vieles andere Neu-deutsche verboten. Sogar deutsche Zeitungen: Frans, der in Den Haag davon erfuhr, nachdem er seine Mutter um ein Exemplar der Militär-Zeitschrift *Die Wehrmacht* gebeten hatte, schrieb wütend, es sei doch «eine kolossale Schweinerei», dass man in Lettland keine deutschen Zeitungen bekomme. Und in kantiger Handschrift, die seinen Zorn verriet, unterzeichnete der inzwischen Sechzehnjährige: «Mit deutschem Gruß, Dein Sohn Franz.» Auch seinen Namen schrieb er deutsch, mit «z», was sein Vater ihm ausdrücklich verboten hatte.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de